Zeitschrift: Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins

vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des

Samariterbundes

Herausgeber: Schweizerischer Centralverein vom Roten Kreuz

Band: 14 (1906)

Heft: 3

Artikel: Jean Henri Dunant, die Genfer Konvention und das Rote Kreuz

Autor: Schmid, P.A.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-545351

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Rote Kreuz

Schweizerische Monatsschrift

fiii

Samariterwesen, Krankenpflege und Volksgesundheitspflege.

Inhaltsverzeichnis. Seite Jean Henri Dunant, die Wenfer Konvention und das Note Areuz 49 Die unabhängige Krankenpflegerin Die wichtigsten Samariterregeln für die Kranken= Mus dem Vereinsleben pflege im Hause (Schluß) Durch das Rote Kreuz im Jahre 1905 jubven-Die Transportkommission des schweiz. Roten 64 Grenzes . 70 Mitteilung Die epidemische Genickstarre und ihre Bekämpfung 71 Schweizerischer Samariterbund

Fean Henri Dunant, die Genfer Konvention und das Rote Kreuz.

(Aus dem II. Band des Sefundarschul-Lejebuches für den Kanton Bern.)

Forschen wir dem Lebenslause irgend eines bedeutenden Mannes bis an die Wiege nach, immer werden wir vernehmen: "Er hatte eine gute Mutter". So ist es auch bei Jean Henri Dunant, der am 8. Mai 1828 in Genf als Bürger dieser Stadt geboren wurde und noch heute in Heiden lebt. Schon sein Vater, Jean Jacques Dunant, war ein Freund und Helser der Armen, und die Mutter Anne Antoinette Colladon, war, wie der Sohn von ihr bezeugt, die hingebende Liebe selbst, immer begeistert für alles Gute, Große, Edle, Hochsherzige.

Kein Wunder, daß auch Henri von Kindsheit an den lebhaftesten Anteil nahm am Schicksal der Armen und Unglücklichen. Er war als Sohn einer reichen und hochangeschenen Familie in der günstigen Lage, tun zu können, was ihm gesiel. Und er suchte seine Versgnügungen an einem seltsamen Orte, wo sie von jungen Leuten gewöhnlich nicht gesucht werden, und machte auch von seinem Gelde

einen ebenso ungewöhnlichen Gebrauch: er suchte am liebsten die Spitäler und Gefängnisse auf, wo er den armen Menschen vorlas und ihnen auch sonst durch seine tröstende Untershaltung Beweise jenes herzlichen Mitgefühls gab, das den Unglücklichen oft wohler tut, als alles andere, und manche Familie wußte zu erzählen, wie er durch seine Unterstützungen ihrem größten Glende steuerte. "Da lernte ich", erzählte er später, "das Ungesicht fennen in dunkeln Gäßchen, in Wohnungen, die eher Ställen glichen, bei Menschen, die nichts ihr eigen nannten, als eine Kette unsäglicher Leiden und Entbehrungen aller Urt".

Wie mächtig wurde er deswegen ergriffen, als er während des Krimfrieges (1853—56) las, wie Miß Florence Nightingale, diese vornehme und feingebildete englische Dame, mit Gehülfinnen auf den Kriegsschauplatz eilte und sich in den englischen Spitälern der verwundeten und franken Soldaten, die grenzen-

los vernachlässigt wurden, mit solcher Sachstenntnis und solch unbegrenzter Hingabe ansnahm, daß die Todesfälle bald, statt $60\,^{\circ}/_{o}$, wie bis dahin, nur noch $2-3\,^{\circ}/_{o}$ betrugen!

Ihr Wirken ersweckte in Dunant, wie er felbst sagt, die Begierde, auch vielen ein Wohlstäter zu werden.

Bald kam die Gelegenheit dazu. Nachdem Italien in den Jahren 1848 und 1849 vergeblich den Berjuch gemacht, die Lombardei und

Benetien von Desterreich zu bestreien, erhielt es zu diesem Zwecke im Jahr 1859 die Hülfe Naposteons III. Dus nant erbat sich von den französischen Heerführen die Erslaubnis, sich unter ihren Truppen frei bewegen zu

dürfen, und wurde Zuschauer der Schlacht von Solferino vom 24. Juni 1859. Vom Morgengrauen an, während der glühenden Mittagshiße und dis zum Einbruch der Nacht wurde auf beiden Seiten mit unerhörter Tapferfeit gefämpft. "Jeder Hügel, jede Anshöhe, jeder Felsvorsprung, jedes Haus wurde der Schauplat hartnäckiger Kämpfe; haufensweise lagen die Toten herum. Desterreicher und Verbündete traten einander zu Boden, töteten einander auf blutigen Leichnamen, mordeten sich mit Kolbenschlägen, schlugen sich die Schädel ein, schligten einander mit dem Säbel oder Bajonett den Leich auf. Man sah

Kämpfer, die, nachdem die Schießvorräte ersichöpft und die Waffen zerschlagen waren, einander um den Leib faßten und mit Feldsteinen auseinander losschlugen. Es war ein

Kämpfen, ein Würgen rasender, blutgieriger Männer."

Vierzigtausend Tote und Verwundete bedeckten das Schlachtseld, und erst nach acht Tagen wurden die letzten geholt und geborgen — aus

Mangel an Transportmitteln und an Leuten! In Castiglione, wo Dunant sich aufshielt, waren zu 6000 Verwundesten nur 23 Nerzte und 38 andere Sasnitätspersonen: auf 100 Schwersfranke zwei einzige helsende Hände!



Henri Dunant Gründer des Kolen Krenzes — Förderer der Genfer Konvention.

Frauen aus dem Bolke zusammenzubringen, die sich nach der Schlacht wieder aus ihren Verstecken hervorgewagt hatten, um den hülfslosen Verwundeten Beistand zu leisten. Es galt, die Leute, von denen viele tagelang gehungert und gedurstet, durch Speise und vor allem durch Trank vor dem Tode zu retten, die blutigen und mit Schmutz und Würmern bedeckten Körper zu waschen und die Wunden zu verbinden, und dies alles in einer glühend heißen Luft, inmitten ekelerregender Ausschinstungen und umtönt von Klagen und Schmerzgestöhn.

Da die Frauen von Castiglione sahen, daß

Dunant keinen Unterschied zwischen den Fransosien, Italienern und Desterreichern machte, so behandelten auch sie alle mit dem gleichen Wohlwollen. » Tutti fratelli » (alle Brüder), sagten sie oft mit bewegter Stimme, und dieses Wort ist Dunant zeitlebens als Leitwort für die Pflege aller Verwundeten im Kriege im Herzen geblieben.

Alls er nach Genf zurückfehrte, erfüllte ihn der Entschluß, alles, was er tun konnte, zu tun, daß in Zukunft rechtzeitig, vor dem Kriege, für eine genügende Anzahl geschulter, freiswilliger Krankenpsteger gesorgt werde und daß die Staaten sowohl alle Sanitätspersonen als auch die Opfer des Krieges als unverslezich erklären.

Um für dieses Ziel zu arbeiten, brachte er den Winter 1859/60 in Paris zu; denn es mußte Dunant vor allem darum zu tun sein, ein lange Reihe großer Namen des Kaiser-reiches zu gewinnen, weil ohne dieses Beispiel sein Wert sowohl in Frankreich, als auch in andern Ländern nur schwer hätte gelingen können, da in vielen Dingen Paris für ganz Europa den Ton angab. Nur durch die energische Hülfe Napoleons III. vermochte er, die riesigen Schwierigkeiten zu überwinden.

Aber seine Sache schritt Dunant so zu langsam vorwärts. Er griff zur Feder und schrieb nieder, was er während und nach der Schlacht bei Solferino gesehen, gefühlt, ge= dacht und getan hatte. Er verwendete ein Jahr dazu, und so entstand die Schrift « Un souvenir de Solferino », dem Umfange nach ein dünnes, fleines Büchlein, der Bedeutung nach ein großes Wert. Es erschien in französischer Sprache im Sommer 1862 in Genf. Der Hauptwert des Buches liegt in den Schlußfolgerungen; sie lauten: Auf dem Schlacht= felde ist sofortige Hülfe nötig; denn was heute noch den Verwundeten retten fann, rettet ihn morgen nicht mehr. Da es aber unmöglich ist, ein genügend zahlreiches militärisches Sanitätspersonal zu halten, so müssen wir freiwillige Krankenpfleger haben, die man im voraus schult und die von den Regierungen und von den Befehlshabern der kriegführenden Heere öffentlich anerkannt und, wie alle Berswundeten, als unverletzlich, als neutral ersklärt werden. Sollte es nicht möglich sein, in allen Ländern Hüssgesellschaften zu gründen, um die im Kriege Verwundeten ohne Unterschied der Nationalität durch Freiwillige pflegen zu lassen? Wöchte ein Kongreß von Verstretern der europäischen Staaten irgend einen internationalen, vertragsmäßigen, geheiligten Grundsatz aufstellen, der, einmal gegenseitig anerkannt, jenen Vereinen zur Grundlage dienen könnte!

Damit waren die großen Gedanken aus= gesprochen, die der nunmehr bestehenden Genfer Ronvention und den Bereinen vom "Roten Rreuz" zugrunde liegen. Bis zu deren Berwirklichung war jedoch noch ein weiter Weg. Nachhaltige Hülfe erhielt er von der in Genf bestehenden "Gemeinnützigen Gesellschaft". Diese ernannte einen besondern Ausschuß, um einen der Gedanken von Dunant, den der "Ungliederung einer Abteilung freiwilliger Krankenpfleger an die friegführenden Beere", "auf die Möglichkeit seiner Berwirklichung" zu prüfen. Dunant selbst entfaltete eine rastlose Tätigfeit, um seinen Gedanken bei den Bölkern und Kürften Europas Eingang zu verschaffen, was damals viel schwieriger war, als heutzutage, da man noch nicht an einen großen, inter= nationalen Gedankenaustausch über gemein= nützige Fragen gewöhnt war. Um möglichst viele einflußreiche Versonen für sein Werk zu gewinnen, unterhielt er eine ausgebreitete Korrespondenz, zu deren Bewältigung er zwei Sefretare auf eigene Roften anftellte, und machte aus eigenen Mitteln mehrere Reisen in die europäischen Hauptstädte, so daß er nach einigen Monaten berichten konnte, er habe zahlreiche Zustimmungen von Aerzten, Militärpersonen und Fürsten erhalten.

Darauf gestützt, wurde vom Genfer Aussichuß beschlossen, auf den 26. Oktober 1863 eine internationale Konferenz nach Genf

zu berufen und zu derselben alle die Bersonen von Ginfluß einzuladen, die Intereffe für diese Sache gezeigt hatten. Gleichzeitig legte Dunant bereits eine Reihe von Sätzen als Entwurf zu einem Uebereinkommen vor, das dann das Resultat der Beratungen sein sollte. Dann besuchte er den statistischen Kongreß in Berlin (6.—12. September 1863), bei dem er auch Unteritübung fand, ebenjo wie bei dem preußi= schen König Wilhelm I., der Königin Augusta, dem damaligen Kronprinzen Friedrich und dem Kriegsminister von Roon, denen insbesondere auch Dunants Neutralisierungsidee acfiel. Auf der Rückreise nach Genf besuchte er noch die Höfe von Dresden, Darmstadt, Karlsruhe, Stuttgart, München und Wien und vermochte, da er längit vorgearbeitet hatte, alle für die Absendung eines Vertreters nach Genf zu gewinnen.

Die Konferenz tagte vom 26.—29. Oftober 1863 und bestand auß 31 Abgeordneten, ohne die 5 Mitglieder des Genser Ausschusses. An dem Uebereinfommensenwurf wurden mehrere, aber seine wesentlichen Aenderungen vorsgenommen.

Thre Beschlüffe waren aber nur noch ein Entwurf, ein Vorschlag. Um ihnen nun völkerrechtliche Geltung zu verschaffen, mußten sie von den Staaten in verbindlicher Form erst noch angenommen werden. Zu diesem Zwecke war die Veranstaltung eines diplomatischen Rongresses notwendig, bestehend aus wirklichen Bevollmächtigten der Staaten. Die Einladungen dazu mußte daher der schweize= riiche Bundesrat ergeben lassen; alle weitere Sorge aber überließ dieser dem Benfer Husichuß. Der Kongreß fand statt vom 8.—22. Hu= auft 1864 im Rathause zu Genf. Aus seinen Verhandlungen ging die berühmte Genfer Ronvention hervor. Man einigte sich dahin, daß Zentralausschüsse und Seftionen in den einzelnen Ländern zu bilden seien mit der Aufgabe, in Friedenszeiten sich für die Sülfeleistung im Kriege vorzubereiten und dafür eine genngende Anzahl freiwilliger Kranfenpfleger heranzuziehen, für welche ein allgemein gültiges Erfennungszeichen, die weiße Urmstinde mit dem Roten Kreuz (nach dem Vorsichlage von General Dufour), einzuführen sei: ferner solle für das Werf die Hülfe der Regierungen gewonnen, das gesamte militärische und freiwillige Sanitätspersonal solle neutral erflärt und für die Ambulanzen und Spitäler aller Länder das rote Kreuz auf weißem Grunde als gleichförmige und allgemein gültige Fahne eingeführt werden.

Damit war aber das schöne Werk noch nicht verwirklicht. Es galt nun: 1. Die Staaten einen nach dem andern zum Beitritt zu bewegen, und 2. die Privatwohltätigkeit zur Gründung freiwilliger Hüste da Dunant noch bald hier-, bald dorthin reisen, raten und Vorurteile überwinden! Gegenwärtig (1904) gehören der Genfer Konvention nun alle Länder der Welt an, mit Ausnahme von Abessinien, Afghanistan, Aegypten, Brasilien, Maroko, Mexiko und 17 ganz kleinen Staaten, wie Lichtenstein, Hatt, Liberia, Andora u. s. w.

Bur eigentlichen Ausführung des Wertes mußten nun in allen Ländern freiwillige Hülfssgesellschaften ins Leben gerufen werden. Es entstanden solche in Berlin (6. Februar 1864) — hier 1867 auch ein "Vaterländischer Frauenwerein" —, in Paris (1865), in München (18. Ottober 1866), in Wien (1866). Das Beispiel der großen Städte fand sofort Nachsahmung bei den kleineren und sogar bei den Landgemeinden, so daß in wenigen Jahren ein großes Netz von Hülfsgesellschaften über den meisten Ländern Europas verbreitet war.

In den Niederlanden zuerst gab man diesen Gesellschaften den Namen "Vereine vom Roten Kreuz" (entsprechend ihrem internationalen Abzeichen); von hier wanderte der Name nach Genf und dann in die übrigen Länder, so daß er jett allgemein geworden ist.

Und was geschah in dieser Sache in der Schweiz? Rachdem schon alle übrigen Staaten Europas, sogar die Türkei, die freiwillige Für-

jorge für die im Kriege Verwundeten national organisiert hatten, wurde erst 1882 der "Schweizerische Zentralverein vom Roten Rreug" gegründet. Diesem schloffen jich 1893 der "Schweizerische Samariter= bund" und der Schweizerische Militär= sanitätsverein an. Jeder dieser Bereine hat sich für die Friedenszeit seine besonderen Aufgaben geftellt. Im Kriegsfalle stehen sie alle mit Personal und Material unter der Leitung des eidgenössischen Oberfeldarztes. Im Jahre 1899 gründete der Schweizerische Verein vom Roten Rreuz eine Schule zur Heran= bildung von Krankenpflegerinnen (und zwar in Bern), und im folgenden Jahre trat dem Roten Kreuz auch der "Schweizerische gemeinnützige Franenverein" bei, der in Zürich eine Pflegerinnenschule mit einem Frauenspital und außerdem eine ganze Reihe von Haushaltungs=, Dienstboten= und Arbeits= schulen — auch in Bern — gestiftet hat und leitet. Endlich beschloffen 1903 der National= und der Ständerat, diejenigen Vereine und Unstalten, welche sich in der freiwilligen Sanitätshülfe und bei der Ausbildung von Kranfenpflegerpersonal betätigen, jährlich mit wenigstens Fr. 45,000 zu unterstützen.

Jahrhundertelang hat man die Verwundeten auf den Schlachtfeldern niedergemetelt; man denke z. B. an Sempach und Näfels. Später hatte man nur spärliche und ungenügende Hülfsmittel für sie bereit; die Kriege des ersten und zweiten französischen Kaiserreichs haben schmerzliche Beispiele dafür geliefert. Aber die Menschheit schreitet vorwärts: die Verkehrs= mittel, die internationalen Beziehungen vervielfältigen sich; die menschenfreundlichen, chriftlichen Gedanken tragen den Sieg davon über die nationalen Vorurteile, und die eitle Begeisterung für friegerischen Ruhm beginnt durch die laute Stimme des Rechts und der Gerechtigfeit gezügelt zu werden, nachdem sie solange mißachtet worden ist. Das rote Kreuz im weißen Feld wird nun die Afple des Schmerzes heiligen, den großartigsten

Spital, wie den bescheidensten Zufluchtsort der Märtyrer der Schlachten, der Feinde wie der Freunde, und die Krenzesfahne wird ihre Falten schützend über jeden Verwundeten und seine Helfer ausbreiten.

Noch mehr: die Genfer Konvention steht zwar mit dem Kriege in engster Verbindung; aber sie bildet zu ihm den größten Gegensak, indem sie nicht nur dessen Unmenschlichkeiten mildert, sondern auf dem Schauplat seiner Schrecken als helsende Liebe erscheint und dazu berusen ist, ihn selbst verhindern zu helsen. Denn das Unheil und die Greuel des Kriegessschildern, heißt mittelbar gegen den Krieg predigen. Wenn die surchtbare Wirtlichkeit eines Schlachtseldes und die unseligen Folgen des Krieges enthüllt werden, muß das den Bölsern und Regierungen nicht zum Bewußtssein bringen, welch ungeheure Verantwortung sie auf sich nehmen, wenn sie Kriege beschließen?

Die Genfer Konvention brach endlich auch einer neuen Zeit Bahn, in der die Staaten durch internationale Verträge sich zu verständigen begannen. Durch diese werden die Bölfer einander näher gebracht. Vorurteile und Haß müssen sich, wenn's auch langsam geht, doch mindern und Sympathien sich bilden; es entstehen Friedensströmungen, die in einer hoffentlich nicht mehr fernen Zeit dazu führen werden, daß die Bölker, statt sogleich das Schwert gegeneinander zu ziehen, die Ent= scheidung internationalen Schiedsgerichten über= tragen. Man erinnert sich hierbei des Alabama= handels, den Amerika und England auf diese Urt im Jahr 1872 entscheiden ließen. Einen Anfang dazu hat die diplomatische Konferenz in Haag (18. Mai bis 25. Juli 1899) gemacht durch Bereinbarung einer "Konvention friedlichen Schlichtung inter= nationaler Streitigkeiten" -und durch Aufstellung eines Schiedsgerichtes.

Wenn ein Werk unter so großen Schwierigskeiten zustande kommt, wie die Genfer Konsvention, so ist es begreiflich, daß es nicht vollkommen sein kann. So bedauert man, daß

die Neutralisierung der Verwundeten entgegen dem Wunsche Dunants nicht ausdrücklich ausgesprochen ist. In Frage gestellt wird sie aller= dings auch nicht. Die Erfahrungen haben im weitern dargetan, daß mehrere ihrer Bestim= mungen der Umgestaltung bedürfen, weshalb man sich schon im Jahr 1868 auf eine "Nach= tragskonvention" einigte, die aber von den Mächten nicht angenommen wurde; mehrere Urtifel derfelben finden fich in unserm Militär= dienstbüchlein neben solchen der Genfer Konvention. Endlich erfuhr diese eine Erweiterung durch den Haager Friedenskongreß (1899), welcher eine "Ronvention betreffend die Ausdehnung der Genfer Konven= tion auf den Seefrieg" zustande brachte, die allgemein angenommen wurde, und dem schweizerischen Bundesrat wurde der Auftrag erteilt, bei den Vertragsmächten die Schritte zu tun, die notwendig sind, um eine Revision der Genfer Konvention von 1864 herbeizuführen.

Und wie erging es dem Manne, dem die zivilifierten Bölfer in erster Linie das größte Werf der Menschenliebe des 19. Jahrhunderts zu verdanken haben und der demselben seine Beit und seine Kraft widmete und dabei außer seinen persönlichen Interessen auch das Glück einer eigenen Familie und die Sälfte seines großen Vermögens opferte? Durch die Brün= dung der Genfer Konvention wurde er ein berühmter Mann, von Bürgern und Fürsten gleich sehr geehrt. Aber sein Ruhm stieg ihm nicht zu Kopf. Er war zu bescheiden und hatte feine Zeit zu selbstgefälligen Betrachtungen. "Was liegt einem an den Lobes= erhebungen der Welt, wenn man ein Jünger des Meisters sein will, dessen ganges Leben eine einzige große Schmach gewesen ist?" Aber Begeisterung besaß er viel, und wirkliche Begeisterung läßt feine Eigenliebe auftommen. Und daß er sich als ein Werkzeug Gottes fühlte, gehört zu seiner Größe und war ihm später ein tröstender Gedanke.

Denn im Jahr 1867 verlor er den Rest seines Vermögens, da er bei seinem unbe-

grenzten Vertrauen zu den Menschen sich hatte verleiten lassen, in Algier sich an einer industriellen Unternehmung zu beteiligen, die dann fallierte. Run verschwand er im Dunkel der Armut, wurde von aller Welt vergessen und mußte mehr als 25 Jahre lang als Jour= nalist seinen Unterhalt fümmerlich erwerben. Da gehörte er auch, wie er erzählt, zu denen, "die in der Garküche, wo sie speisen, nichts mehr auf Borg bekommen und denen man abends bei der Heimfehr den Zimmerschlüffel verweigert, weil sie ihre Miete nicht bezahlen fönnen; die ihre Kleider mit etwas Tinte aufschwärzen und ihrem Hemdfragen mit Kreide nachhelfen; die sich den Magen verderben, weil sie nicht genügend oder nichts Ordentliches zu effen haben." "Wenn man", bemerkt er, "nicht jelbst das Elend gekostet hat, so ist es schwer, sich eine richtige Vorstellung davon zu machen".

Endlich machte eine fleine Familienpension es ihm, dem alten Manne, möglich, im Bezirkstrankenhause zu Heiden Aufnahme zu finden. Aber er konnte und kann noch jest nicht ruben; er sitt von morgens frühe bis abends spät am Schreibtisch und forrespondiert maffenhaft nach allen Seiten hin, um sein Werf und zugleich die internationalen Friedensbestrebungen zu fördern. Da wurde 1895 von Zürich und Bern aus durch Zeitungsberichte und Vorträge auf ihn aufmertsam gemacht, und die Welt erinnerte sich wieder daran, was man ihm zu verdanken hat. Von allen Seiten famen aufs neue Beweise der Achtung und des Dankes. Die Mutter des ruffischen Kaisers, Maria Feodorowna, sette ihm eine lebenslängliche Rente aus, und im Jahre 1901 wurde ihm der Friedenspreis der Nobelstiftung im Betrage von Fr. 104,000 zuerfannt, wodurch er immer= hin nur teilweise zurückerhielt, was er für sein Wert geopfert hatte. Aller Dank und alle Ehren, die nun seinen Lebensabend noch verschönern, freuen ihn weniger seiner Berson, als seines Werfes wegen; denn er besitzt die=

jenige Eigenschaft, die fast alle Männer mit wirklichen und hervorragenden Verdiensten auszeichnet: die Bescheidenheit, welche die eigene Person vergessen läßt in der selbstlosen und völligen Hingabe an die Sache, der sie dienen. Und mit seiner Liebe, seinem weiten, alle Nationen und Religionen umfassenden

Herzen gehört Dunant zu den großen Männern, den Helden und Feldherren der Zivilisation. Das Schweizervolk vor allen soll und wird seiner stets in dankbarer Berehrung gedenken.

Nach authentischem Material, von Dunant felbst geliefert.

Von B. A. Schmid, Bern.

3—(X)—c

Die unabhängige Krankenpflegerin.

Bon Dr. Charles Rrafft, Laufanne.

(Vortrag, gehalten in der Delegiertenversammlung des schweizerischen Roten Kreuzes zu Neuenburg am 18. Juni 1905.)

(Fortsetzung.)

Sine solche richtige Rekrutierung des Pflegepersonals ist aber nur möglich, wenn die Aerzte, die Krankenhäuser, die Pflegerinnenschulen untereinander einig sind im Entsernen der Ungeeigneten. Sonst, wenn eine Pforte sich vorsichtig ihr verschließt, wird die Betreffende alle Anstrengungen machen, durch eine andere Tür wieder hereinzukommen. Sinige Fälle, aus vielen herausgegriffen, werden dies deutlich machen.

Eine junge, sehr wohl begabte Person meldet sich in einer Schule für Kranken= pflegerinnen. Sie spricht nur eine Sprache, ist niemals aus dem elterlichen Hause, wo sie Feldarbeit getrieben hat, herausgefommen. Man rät ihr, erst noch ein Jahr in die Fremde zu gehen, um sich ein wenig auszuwachsen und auszuweiten, Land und Leute zu sehen, zu lernen, wie man sich anderswo benimmt als neben der Mutter; große Bahnhöfe zu schen, Zollämter und andere Dinge, die für eine Pflegerin, welche vielleicht mit ihrem Kranken ganz Europa durchreisen muß, nützlich sind. Die Bewerberin findet diese Forderung übertrieben, sie verbringt einige Monate in einem Krankenhause als Gehülfin und tritt sodann als Krankenpflegerin auf. Was ist die Folge? Die Kranken werden sie ungebildet, die Aerzte schlecht erzogen finden. Nie= mand aber wird fragen, wo und wie sie aus=

gebildet worden ist, wohl aber wird jedermann sagen: Seht ihr wohl? die "unabhängigen" Pflegerinnen verstehen ihre Sache schlecht!

Ein anderes Mädchen möchte eine Lehrzeit durchmachen. Sie hat ein Kind gehabt und die Erfundigungen ergeben, daß sie etwas "leichter Art" und deshalb zur Pflegerin un= geeignet sei. Sie wird also abgewiesen. Darauf geht sie als Lehrtochter in ein Krankenhaus, bleibt dort einige Monate und erhält ein Zeugnis; von einer diplomierten Pflegerin leiht sie sich deren Hefte, studiert darin viel oder wenig und arbeitet darauf in Familien, die ihren Bersicherungen glauben, und mit Nerzten, die keinen Nachweis einer regelrechten Lehr= zeit verlangen. Wenn nichts Unangenehmes vorkommt, um so beffer für alle Teile; wenn die Sache aber schief geht, dann fann man überall wieder das Gezeter über die Leicht= fertigfeit der "unabhängigen" Pflegerinnen hören.

Die Frage der Zulassung zum Pflegeberuf ist also von sehr großer Wichtigkeit. Und wenn wir ums etwas länger damit beschäftigt haben, so geschah es aus Achtung für die tüchtigen Pflegerinnen, wie aus Rücksicht auf die Kranken.

Unerläßlich ist es, daß eine Krankenpflegerin eine richtige Ausbildung genossen habe. Diese Behauptung hätte noch vor 25 Jahren über-